



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Caritasblüten aus der Mission 1926

1 (1926)

Caritasblüten

Nr. 1

1926

Lobet den Herrn, all ihr Werke des Herrn.

(Luise M. Hensel.)

Die Lerche hoch in Lüften
Preist dich mit süßer Stimme Klang;
Das Veilchen lobt mit Düften
Dich still sein kurzes Leben lang.

Das Meer geht hoch in Wogen
Und jauchzt dir sein gewaltig Lied;
Dein siebenfarbner Bogen
Drob friede-strahlend niederzieht.

Es fliegt die kleine Imme
Und sammelt Wachs und süßen Seim,
Und ihres Summens Stimme
Preist dich, trägt sie die Bürde heim.

Die Sonne sendet Glut
Und lobet dich in Flammenpracht;
Das Fischlein in den Fluten
Preist schwimmend, schwebend deine Macht.

Dir zirpt die kleine Grille
Den immer gleichen leisen Klang,
Durch meiner Kammer Stille
Schwirrt froh ihr heiserer Abendsang.

Dich preist der Stürme Saufen,
Des Wetters Strahl, des Donners Graus;
Dir streckt aus enger Klausen
Das Schnecklein froh die Hörner aus.

Des Mondes mildes Schimmern,
Des Schnees wunderklares Weiß,
Der Sternlein zuckend Flimmern:
Sie schimmern, flimmern dir zum Preis.

Der Bäume grüne Kronen,
Sie strecken sich nach dir, nach dir,
Und Nachtigallen wohnen
In ihrer Hut und singen mir.

Es lehrt wohl süßre Weisen
Mich ihrer reinen Stimme Schall.
O lern' auch ich dich preisen,
O Herr, trotz Lerch und Nachtigall!

Sanft Joseph und die Mission.

In unserem Heiligen-Himmel ist es nicht langweilig. Keine Eintönigkeit, kein Einerlei. Alle Stände sind vertreten. Nenne mir einen Beruf, eine Gesellschafts-klasse, ein Alter, wie du willst, du bringst uns nicht in Verlegenheit. Vom König, vom Gelehrten bis zum letzten heiligen Bettler kann ich sie dir zeigen. In dieser heiligen wunderbaren Versammlung tritt einer durch seine äußere Gestalt um ein Beträchtliches heraus. Noch im besten Mannesalter mit bereits graufädigem Bart, eine Zimmermannssäge um den Arm und in der Hand die Pracht und den Duft einer stillen schneereinen Lilie. Das Schönste davon aber habe ich noch nicht genannt, das läßt sich mit der Feder nicht so leicht schreiben. Sein Auge und was in diesem Auge liegt: das Treue und das Starke. Die treue Liebe, die nie die Pflicht vergift und jene nie verläßt, die seiner Obhut anvertraut war, und der starke unerschrockene Mut, der vor Schwierigkeiten nie die Flucht ergreift, sondern ihnen in den Arm fällt und sie überwindet.

So verstehen wir es, daß unsere klugen Päpste diesen starken, treuen, liebevollen, heiligen Zimmermeister von Nazareth, einem weltverlorenen Winkel des damaligen Palästina, aus seiner kleinen verborgenen Werkstätte herausführten in die große weite Welt und zu ihm sagten: „Sieh, das ist das Weltreich deines göttlichen Pflugesohnes und wir machen dich zum Patronus, zum Schutzherrn dieser katholischen, alle Kontinente unseres Planeten umspannenden Kirche.“

Und so verstehen wir es auch, daß bald die Missionare und Missionarinnen anfangen, mit ganz besonderem Vertrauen auch ihre Hände zu diesem Hüter der göttlichen Familie zu erheben.

Ihr wißt ja, was er alles gemacht! Denkt nur an jene grausige Nacht von Bethlehem. Herodes, der eifersüchtige königliche Zitterer, läßt, um seinen neugeborenen Rivalen, wie er meint, ledig zu werden, alle bethlehemitischen Buben mit und unter zwei Jahren von seinem Soldatengesindel massakrieren. St. Joseph erfährt's durch einen Engel im Schlaf. Er verliert nicht den Kopf, er geht nicht zu Maria und jammert: „Heilige Mutter, wir sind verloren!“ Nein, im Stall macht er den Esel los, weckt mit ruhigem Finger die Mutter mit dem Kinde aus ihrem tiefen Schlaf; setzt sie leise auf das geduldige Haustier und treibt es an, macht seine Augen groß auf: beide Arme hat er bereit zu jeglichem Schutz für seine heiligen köstlichen Schützlinge, er marschiert stundenweit, tageweit — und in einem fremden Land, das er nie gesehen, das er nie gefunden hätte, weil er Geographie nicht studierte, bereitet er den zwei hochgeliebten Menschen ein neues Heim.

Versteht ihr, was St. Joseph getan? Das, was alle Missionare tun und tun wollen. Christus hat er ins Heidenland getragen! Mit unerhörtem Mut. Jeder hätte gesagt: „Tu es nicht, was fällt dir ein.“ Er aber gab zur Antwort: „Gott will es!“ Er trug Christus nach Afrika; jeder hätte damals gedacht und gesagt, tu's nicht! So ohne Führer, und sozusagen ohne Kompaß und Landkarte! St. Joseph aber sagte: ich ver-



Wahl pinxit.

BK

Heiliger Joseph, bitte für uns!

traue auf mein Gut, er ist mein Licht und mein Weg! Siegreich trug er seinen ihm anvertrauten Gott von den hellen Fluten des Jordans bis zu dem gelben, mächtigen Strom des Nil. Siegreich und stark! Die Götterbilder barsten und brachen, wohin er kam. Kein unberufener Finger rührte am göttlichen kindlichen Jesus. So hat er sich hütend gleichsam darüber gebeugt, und seiner jungfräulichen Gemahlin hat er sich nicht geschämt. Jenen, die ihnen nahe traten, bekannte er mit dem

starken Freimut des Mannes das Gottesgeheimnis der heiligen Weihnacht. St. Joseph war wohl der erste Mensch, der den Namen Mariä in die afrikanische Luft hineinsprach. Man möchte ihn den Vater der Marienverehrung im dunklen Weltteil nennen.

Für unsere Missionen, Missionare und Missionschwestern ergeben sich hier hundert und tausend Vergleiche und Freuden. Was sind ihre Züge und Reisen im anderen Weltteile anders als so eine Josephswanderung? Unter ähnlichen Opfern! In andere Länder, mit anderer, vielleicht unverständlicher Sprache, in eine Fremde, wo der Leib und die Seele manchmal lange brauchen, bis sie sich hingewöhnen. Mit der gleichen Liebe und dem gleichen Ziele, Christus und seinen Namen in fremdes Land zu tragen. Nur in einem Punkte sind unsere großen Missionsboten anders. Die meisten kehren nicht wieder, wie St. Joseph, in die Heimat zurück. Das Sterbebett der meisten steht in fremdem Land. Aber wie am Sterbelager St. Josephs weilt auch an ihrem letzten Bett dieser Christus, den sie verkündet. Und was tut man nicht alles um dieses göttlichen Heilandes willen! Gerne, sehr gerne gibt man für „Ihn“ weg seine Heimat und sein Leben.

Heiliger Joseph, du erster afrikanischer Christusschützer, schütze und schirme unsere Missionen, du und deine jungfräuliche Gemahlin, die Gottesmutter Maria!

Dr. Martin Mayr.



Interessante Missionswanderungen in Ost-Afrika.

Von Schwester Engelberta.

(Schluß.)

Mun will ich von unserer Fußtour von Kombo zurück nach Kilema weiter erzählen. Fast acht Tage genossen wir die liebe Gastfreundschaft daselbst, und nachdem Mutter Provinzialin ihre Geschäfte erledigt hatte, machten wir uns auf den Heimweg. Der Häuptling, welcher Mutter Ubalda von früher her gut kannte, stellte uns vier kräftige, junge Männer als Begleitung zur Verfügung. Die ersten, welche uns damals nicht fanden, bekamen wegen ihrer Unachtsamkeit eine Buße von ihm. Zur Strafe mußte jeder eine große Ziege geben.

Nach herzlichem Dank und Abschied machten wir uns bald nach der heiligen Messe auf den Weg. Es hatte einige Tage vorher geregnet, und so war zu erwarten, daß der Weg etwas beschwerlich werden würde. Aber in Gottes Namen voran!

Die erste Stunde ging auch ich zu Fuß, nachher nötigte mich die gute Mutter Provinzialin, die Hängematte zu benutzen; zwei der Männer hoben mich dann auf ihren Kopf und gingen hurtig dahin. Jedoch merkte ich bald, obwohl ich nichts sehen konnte, daß der Weg im Walde drinnen sehr schlecht sein mußte, denn die Träger rutschten öfters ab und schüttelten mich heftig, so daß ich mich festklammern mußte, um nicht herausgeschleudert zu werden. Auch hörte ich neben mir die Jammertöne des uns begleitenden Mädchens, welches neben der Mutter Provinzialin schritt und einige Male laut aufschrie, wenn die gute Mutter auf den rutschigen Boden niederfiel. Nicht lange, da kam der schlechteste, gefährliche Abstieg, ich hielt mich zum Glück krampfhaft fest an den Balken der Tragstange, da — fiel auch schon der vordere Träger zu Boden und ich natürlich samt der Matte aus höchster Höhe ebenfalls tief in den Schlamm hinein. Doch da der hintere Mann feststand, war beim Falle mein Kopf wenigstens geschützt. Auf das hin zog ich es vor, lieber wieder zu Fuß zu gehen.

Wahrlich, die Männer hatten genug an der Matte zu tragen; bald darauf fiel der andere Träger noch dazu in den Bach hinein. Von da an war der ganze Weg die reinste „Bußtour“. Bald fiel diese, bald jene, und doch waren wir noch weit, weit von Kilema entfernt.

Wohl hatten uns den halben Weg die hochwürdigen Herren den Esel entgegengeschickt, aber ach, wer hätte das arme Tier besteigen mögen, welches selber kaum allein weiter konnte und mehr als einmal eine Kniebeugung machte. Könnte ich nur ein Bild machen, wie gefährlich stellenweise der Weg ausah! — Einmal kam ein schmaler, schlüpfriger Fußsteig, rechts Felsen, links ein Abgrund, und der Regen hatte mitten drinnen den Steg durchgerissen. — Nun stand man mit einem Fuß hüben — mit dem andern drüben — dazwischen gähnende Tiefe! —

Ich hatte mich einem der Führer anvertraut, war aber doch bange, hinabzugleiten. Endlich kam wieder ein besserer, ebener Weg, und nun mußte ich wieder getragen werden, weil bei zu großer Ermüdung gerne das Fieber kommt.

Aber die arme Mutter Ubalda mußte wandern, wandern, ob sie auch noch so ermüdet war; bis dahin war sie nicht weniger als fünfmal gefallen. Jetzt kam die gefürchtete Brücke! O wie das schwebte und schwankte! Es war ein grausiges Gefühl in der Hängematte. Glücklicherweise drüben angekommen, zog ich es vor, lieber wieder zu Fuß zu gehen. Noch eine Stunde, es war bereits die sechste, wanderten wir weiter, alle stillschweigend und müde, so müde!

Endlich sahen wir schon von weitem unsere liebe Kirche von Kilema. Die Oberin, Schwester Mathilde, kam uns schon mit ein paar Mädchen entgegen, und bald saßen wir wieder im

Kreife unserer lieben Schwestern im trauten Häuschen und vergessen waren alle Strapazen des Weges. Jetzt hieß es wieder im vollsten Sinne des Wortes: „Wir sitzen so fröhlich beisammen und haben einander so lieb.“ Es reut mich nicht, daß ich den Weg einmal zurückgelegt habe; ich opferte gerne alle Angst und Müdigkeit zur Bekehrung der vielen armen Schwarzen auf und fühlte mich reich und glücklich, in der schönen Mission mithelfen zu dürfen und sei es auch nur durch Gebet, gutes Beispiel und Opfer.

Wann ist man reich? — Man ist reich, sagt ein edler Dichter, wenn man ein frohes und mitteilendes Herz hat. Was man draußen gesehen und erfahren hat, das soll man nicht verschließen, wie viele tun, sondern zum Nutzen anderer verwerthen. Gerne theile ich dem freundlichen Leserkreise unsere Erlebnisse mit und erzähle ihm interessante Episoden von Löwen, Elefanten, Leoparden, Hyänen, von Affen und Riesenschlangen. Mancher möchte erschrecken, und doch ist es so schön in Afrika, ob im Süden oder im Osten, so daß wohl kein Missionar und keine Missionschwester wieder nach Europa möchte; und wenn Pflicht oder Rücksicht auf die Gesundheit in die Heimat ruft, so taucht gar bald die Sehnsucht auf, wieder nach Afrika zurückzukehren. Blumen sind auf jedem Weg zu finden, doch nicht jeder weiß den Kranz zu winden.

Je weniger du vom Leben verlangst, um so mehr bietet es dir; nicht wer wenig hat, sondern wer viel wünscht, ist arm.

Nie wird's Friede in dem Lebensstreit,

In der Wogen brennendem Gebrause:

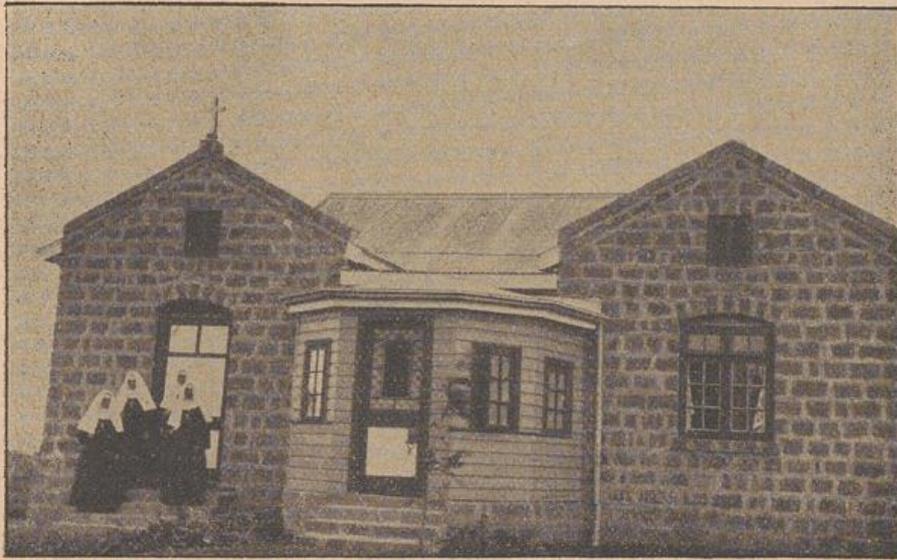
Friede wohnet und Glückseligkeit

In des Herzens friedlicher Kartause. (Sientewicz.)



Ein braver Schneider.

Papst Pius VII., der, wie bekannt, von Napoleon I. drei Jahre in Savona gefangen gehalten wurde, trug eine so abgegriffene Kleidung, daß er sich vor den Menschen kaum mehr zeigen konnte. Da gab er seinen Festtagsrock einem Schneider zum Ausbessern. Der Schneider aber konnte sich der Tränen kaum erwehren, als er das ärmliche Gewand des Vaters der Christenheit in Händen hielt, und zeigte dasselbe in seinem Schmerz manchem seiner Kunden. Als dies in der Stadt bekannt wurde, strömte alles nach dem Hause des Schneiders, um das fadenscheinige Kleid des Papstes zu sehen. Was tut aber der Schneider? Er nimmt seine große Schere und schneidet und schneidet, bis das Gewand in ganz kleine Lappchen zerschnitten ist, in, ich weiß nicht, wie viele Hundert. Die theilte er aus, natürlich gegen gute Bezahlung, und bald hatte er manch schönen Groschen zusammen. Damit lief er zu einem Kaufmann und holte neuen Stoff, schöner und kostbarer, wie der alte war, fertigt daraus das Kleid und bringt es dem Papste, der sich vor Erstaunen nicht fassen kann. Daneben legt er ihm noch einen ganzen Beutel blankes Geld, welches übrig war, auf den Tisch und sprach: „Heiliger Vater, dies sendet Ihnen die Liebe Ihrer treuen Kinder“, und erzählte ihm dann die ganze Geschichte. Mit Dankestränen in den Augen nahm der Papst das Gewand an, das Geld aber nicht; das mußte der brave Schneider unter die Armen verteilen.



Station Nairobi.

Nairobi, den 14. November 1925.

Meine liebe Ehrwürdige Mutter!

Gott zum Gruß, liebe Ehrwürdige Mutter! Das erste Briefchen aus unserem neuen Heim, dem Klösterchen der kleinen heiligen Theresia in Nairobi. Am 14. Oktober kamen wir in Mombassa (Kilindini) an. Dort holte uns ein schwarzer Bruder Claver vom Schiff ab. Wir waren erst ein wenig zaghaft, denn einen schwarzen Bruder hatten wir noch nie gesehen. Als er uns aber einen Brief vom hochwürdigen Herrn Pater Goetz überreichte — letzterer war krank und konnte uns deshalb nicht selbst abholen — gingen wir ganz mutig mit ihm. Wir mußten ein Boot besteigen, um ans Land zu kommen. Hier stand ein Auto bereit, welches uns zur Missionsstation brachte. Wir begrüßten die hochwürdigen Herren und dann ging es zu den weißen Schwestern von Afrika, wo wir über Nacht blieben. Wir wurden sehr liebevoll aufgenommen und bewirtet und mußten schon gleich unter dem Moskitoneß schlafen, denn es gab hier viele Moskiten. Am anderen Morgen sind wir noch einmal zum Schiff gefahren, um von unseren lieben Schwestern auf dem Dampfer „Adolf Woermann“ Abschied zu nehmen. Am Nachmittag gegen 5 Uhr ging unsere Reise weiter mit der Uganda-Bahn. Der gute Bruder hatte uns ein Coupé besorgt, wo wir allein, ohne andere Passagiere sein konnten. Wir mußten die ganze Nacht hindurch fahren bis mittags gegen 1 Uhr am folgenden Tag.

In Voi kam um $\frac{1}{2}$ 12 Uhr nachts unsere liebe Schwester Roselina zu uns. Unsere Freude, im fernen Afrika die erste

unserer lieben Mitschweftern zu sehen, können Sie ſich wohl denken. Wir fuhren die ganze Nacht hindurch, um und über die Berge. Mitunter meinte man, der Zug mit ſämtlichen Paſſagieren falle einen afrikanischen Berg hinunter, ſo ſchnell und holperig ging es und man mußte ſich an der Bank feſthalten, wenn man ſich nicht bald auf dem Boden wiederfinden wollte. Als es am Morgen hell wurde, waren wir alle ganz erſtaunt über unſer Ausſehen. Es hatte nämlich in der Nacht ſo ſehr geſtaubt, daß uns der rote Wüſtenſtaub in die reinſten Rothäute verwandelt hatte. Selbſt liebe Schweſter Koſelina, die doch in ihrem langjährigen Afrikaleben manches erlebt hat, ſagte: „So ſchmutzig bin ich im Leben noch nie geweſen.“ Zum Glück konnten wir uns umkleiden, ſonſt hätten wir uns vor keinem Menſchen ſehen laſſen können. Dann ging es weiter in die große Steppe hinein; hier konnten wir alle die Bewohner dieſer Strecke kennenlernen. Da waren Giraffen, die mit ihren langen Hälfen bis über die Bäume ſchauten, Zebras, Antilopen, Waſſerböcke, Büffel, Affen, ja, ſogar eine Frau Löwin ſchaut uns ganz erſtaunt an. Endlich kamen wir Nairobi näher und ſahen von weitem ſchon eine Menge Schwarzer, meiſtens Frauen und Mädchen, am Bahnhof ſtehen. Dieſe begannen, noch ehe der Zug ganz ſtill ſtand, an den Wagenfenſtern und Türen zu klopfen und zu rütteln, und als wir ausſtiegen, mußten wir die ſtürmiſche Begrüßung der Eingeborenen zuerſt über uns ergehen laſſen. Das war ein Gedränge und ein Rufen: „Jambo Mama, Jambo Mama“ (ich grüße dich, Mama) und ſie ſprangen und hüpfen vor Freude. Im Handumdrehen hatten ſich ſchwarze Hände unſeres Gepäcks bemächtigt und auf einen Wagen geladen.

Erſt nachdem ſich dieſer Sturm ein wenig gelegt hatte, erblickten wir den hochwürdigſten Herrn Biſchof, den hochwürdigen Herrn Generalvikar, die hochwürdigen Herren Pater Superior und Pater Lahmer, die ebenfalls gekommen waren, uns arme Miſſionsſchweftern abzuholen. Wir wurden zur Miſſion St. Peter Claver geführt, wo die hochwürdigen Herren Patres ſchon alles zu Mittag bereit hatten. Der hochwürdigſte Herr Biſchof führte uns in die Miſſionskirche, um dem lieben Heiland den erſten Beſuch zu machen. Unwillkürlich mußte ich weinen vor Freude und Dank gegen den lieben Gott, daß er uns zu ſeinem Dienſte in die Heidenmiſſion gerufen hat. Nach dem Mittaggeſſen ging es per Riſſha zu unſerem kleinen Klöſterlein, das ungefähr eine halbe Stunde außerhalb der Stadt liegt. Dort angekommen, übergab der hochwürdige Herr Pater uns die Schlüſſel und wir beſichtigten das Haus. Es war noch nicht alles fertig. Wir begannen zu fegen und zu putzen. Nachdem es ſoweit fertig war, d. h. nach einigen Tagen, weihte der hochwürdigſte Herr Biſchof das Klöſterlein ein und las in unſerem Kapellchen die erſte heilige Meſſe. Seitdem iſt der liebe Heiland unſer Haus-

gast und wir sind übergücklich. Liebe Schwester A. würde sich freuen, wenn sie das Tabernakelvorhängchen, das sie mir gerichtet, sehen könnte, und liebe Schwester E. würde staunen, wie schön das alte Kommuniontuch sich macht, welches sie mir geschenkt. Aber Arbeit gibt es für uns in Hülle und Fülle. Garten anlegen, Bäume und Gemüse pflanzen, sämtliche Wäsche der Mission in Ordnung bringen usw. Die Frauen und Mädchen gehen uns gut an die Hand.

Sie scheinen recht willig und gutmütig zu sein. Wenn wir erst die Sprachschwierigkeiten überwunden hätten! Die englische und Suaheli-Sprache werden hier gesprochen. Liebe Schwester Stephana hat schon die Schule begonnen. Möge das heiligste Herz Jesu verleihen, daß wir viel in seinem Interesse arbeiten können!

Hier in Nairobi ist eine blühende Mission. Es ist eine Freude, die vielen andächtigen Christen am Sonntag in der Kirche zu sehen und die große Zahl der Kommunikanten. Ich kann immer nur beten: „Herr, erhalte diese im Glauben und führe aber auch die noch so großen Scharen der Heiden dem Lichte zu.“ O, bitte, liebe Ehrwürdige Mutter, liebe Vorgesetzte, liebe Mitschwestern, unterstützt uns mit frommem Gebet, damit das Reich Christi auch hier wachse. Wir besuchten auch zwei andere Missionsstationen, wo noch keine Schwestern sind und wo man dringend um ihre Hilfe bittet. Unser „Allerwelts-Boy“ hatte uns auf dieser Fahrt einen Irrweg geführt und bald lag das Auto samt Insassen im Straßengraben. Gott sei Dank, es geschah kein weiteres Unglück; die Schwarzen halfen uns heraus und bald ging es fröhlich weiter. Der liebe Gott gebe, daß bald wieder Schwestern nachkommen, denn es gibt überall, besonders in der Krankenpflege und in den Schulen, viel zu tun.

Am 17. d. Mts. will liebe Mutter Roselina uns wieder verlassen, um auf ihre Station Bura zurückzukehren. Dann heißt es: Auf eigenen Füßen stehen! Alles für und mit Jesus! Wir sind tüchtig am Suaheli studieren und hoffen, daß wir bald mit den lieben Schwarzen reden können.

Zum Schluß Ihnen, liebe Ehrwürdige Mutter, sowie allen anderen lieben Vorgesetzten und Mitschwestern gnadenreiche und gesegnete Weihnachten und Neujahr wünschend und nochmals ums heilige Gebet bittend, verbleibe ich in der Liebe des göttlichen Herzens Jesu Ihr dankbar gehorsames Kind

Schw. M. Arsenia, C. P. S.



Veronika.

Bange nicht schon im voraus, was geschehen wird; so lange wir das Kreuz nur noch aus der Ferne sehen, erscheint es uns schwer und entsetzlich, wenn es aber der Herr wirklich schickt, kommt er selbst mit, und dann können wir's tragen.

E. G.

Nachrichten aus den Missionen.

Sarview (Südafrika).

Wir sind hier noch klein und ärmlich eingerichtet gegen andere Stationen; aber das ist ganz schön, denn das ist so richtiges Missionsleben. Natürlich sind auch manche andere Opfer damit verbunden, so z. B. daß man ab und zu einige Tage keine heilige Messe und heilige Kommunion hat, wenn der Missionar nach den weit entlegenen Plätzen geht. Von den andern Stationen sind wir weit entfernt und haben wenig Verbindung, so daß man manchmal glauben möchte, man sei am Ende der Welt. Wenn die Flüsse zur Regenzeit angeschwollen sind, dann sind wir sozusagen von den übrigen Stationen abgeschnitten. Man wird sich dadurch um so mehr bewußt, daß man für die Schwarzen da ist. Obschon viele von diesen schwer zur Kirche zu bringen sind, so kommen sie doch, um Medizin zu holen, oft sehr weit her. Darin ist der Kaffer recht besorgt, wenn jemand krank ist, besonders wenn es sich um ein Mädchen handelt, für das er bei der Heirat so und so viele Ochsen zu erwarten hat. Hat ein kleines Kind Husten, so kommen außer der Mutter noch die beiden Großmütter und die gute Frau Nachbarin. Wenn ich dann den Fiebermesser einlege, den Puls fühle und noch in den Mund schaue, so sind sie schon zufrieden. Sie meinen, an dem Fiebermesser könnte man alle Krankheiten ablesen. — Auch zum Zahnziehen stellen sich viele hier ein und gibt es trotz der Schmerzen noch etwas zu lachen. Der Patient setzt sich auf den Operationsstuhl, welcher bei uns aus einem krummen, auf dem Boden kriechenden Baumstamm besteht, und dann wird, natürlich ohne Einspritzung usw. der Zahn ausgezogen. Viele halten sich still, als ob sie kein Gefühl hätten, aber dann lassen sie nachher ihre Rache aus an dem ausgezogenen Zahn, der ihnen so viele Schmerzen gemacht hat. Sie meinen nämlich, es sei ein Wurm darin, den man töten muß. Er wird in ganz kleine Stückchen zerklopft oder mit nach Hause genommen. Neulich bemerkte noch eine Frau: „Der wird zu Hause aber ordentlich zerschlagen.“

In manchen Sachen sind sie recht praktisch und helfen sich gegenseitig. So z. B. bekam ich vor einiger Zeit etwas ins Auge bei einem starken Wind. Die beiden Schwestern, welche hier sind, konnten es nicht finden und sie riefen unsere kleine Lehrerin Adelheid. Im Nu sah sie es und ehe ich es wußte, leckte sie mit der Zunge durchs Auge und der Fremdkörper war entfernt.

Unter einer hiesigen Sekte herrscht die Meinung, daß alle nach dem Tode durch den Jordan schwimmen und, wem es gelingt, der kommt in den Himmel. Solch ein kühles Bad

würde mancher schon lieber nehmen, als tage-, wochen- oder jahrelang im Fegfeuer zu sein.

Die Katholiken unserer Gemeinde sind im allgemeinen gut und noch recht einfach. Unsere Schulkinder auf der Station gehen fast jeden Morgen zur heiligen Kommunion. Viele haben mehrere Stunden, ja manche eine ganze Tagereise zu machen und können darum nicht oft kommen. Da ist es begreiflich, wenn solche Leute schlecht unterrichtet sind und nicht wissen, wie sie sich in der Kirche benehmen sollen. So sah ich gestern einen alten Mann zur heiligen Kommunion gehen, seine Kniebeugung machte er erst, bevor er an seinen Platz kam, und zwar mit dem Rücken zum Altar. Schw. M. Genesia C. P. S.

Driefontein (Ostafrika), den 27. November 1925.

Unsere Kinderschar ist schon recht groß, 78 Mädchen und 50 Jungens, meist Erwachsene von 12—20 Jahren und darüber. Sie nennen uns 4 Schwestern „Umai“, das ist Mutter“. Dazu kommt noch eine Anzahl, welche in den zwei Jahren schon von hier aus geheiratet haben — die Mädchen bleiben nämlich fast alle bei uns, bis sie heiraten; — sie alle kommen in ihren großen und kleinen Nöten zu ihren Müttern. Die Mutter soll hier und dort helfen. Da heißt es sorgen und denken, schaffen und helfen und — beten, und nie den Mut verlieren, denn Gott hilft immer weiter. Dazu haben wir in diesem Jahre eine direkte Hungersnot. Die Leute hier leben nur noch von dem, was sie in der Wildnis finden, z. B. wilde Früchte, Käfer, Raupen, bestimmte Baumwurzeln. Es ist nicht genug zum Leben und zuviel zum Sterben. Die meisten sind nur noch Knochengeriippe. Zu alledem haben wir bis jetzt noch keinen durchweichenden Regen gehabt, jedoch eine recht afrikanische Hitze. Bis 8 Uhr morgens hat man schon ohne jedes Zutun ein ordentliches Schwitzbad genommen. Die Felder stehen dürr und kahl da. Das Wenige, das man an sumpfigen Stellen pflanzen konnte, verbrennt total, wenn man es nicht wässern kann und wo soll der Eingeborene das Wasser hernehmen in dem dürren, heißen Afrika. Der Weißmann hilft sich schon etwas durch Graben sehr tiefer Brunnen. Uns ist der Hunger wieder insofern zum Vorteil, daß gar viele Kinder auf die Station kommen, weil sie dort etwas zu essen erhalten, welche Kinder wir zu andern Zeiten nicht bekommen hätten. Wohl wachsen mit der Kinderzahl auch die Sorgen und Arbeiten, aber was liegt daran, wenn wir nur Seelen gewinnen.

Die Leute sind hier gar nicht so übel, wohl arg faul; das ist nun teilweise dem Klima und teilweise auch der Bedürfnislosigkeit in der Lebensweise dieses Volkes zuzuschreiben. So lange der Neger noch etwas zu essen hat, dünkt er sich reich, hat er nichts mehr, so sucht er sich in der Wildnis Früchte

und Wurzeln. Findet er das auch nicht, so setzt er sich vor seine Hütte und sagt jedem, der ihn besucht: „Ich bin am Sterben vor Hunger.“ Wenn er aber noch Tabak hat, vergißt er sogar den Hunger für einige Zeit. Etwas zum Essen, zum Rauchen und zum Schnupfen und dann noch eine Decke zum Zudecken, mehr braucht der Neger nicht zum Leben. So läßt sich leicht erklären, daß die Arbeit nicht sein Steckpferd ist. Kampfeslustig ist dieser Stamm auch nicht; im Gegenteil, vielmehr feige. Er tut niemand ein Leid an, will aber auch von allen in Ruhe gelassen werden. Daher kommt auch die Schwierigkeit, sie an geregelte Arbeit zu gewöhnen, was ein ziemliches Quantum von Geduld erfordert. Sonst sind sie für das Gute sehr empfänglich; nur scheuen sie alles, was nach Anstrengung riecht. Da muß nun eben die Gnade mitwirken und diese wirkt auch tatsächlich Wunder unter dem armen schwarzen Volk.

Divine Providence Mission (Südafrika).

Wir haben hier meistens Tageschüler. Nur 25 bleiben im Missionshaus. Knaben und Mädchen machen Flechtarbeiten. Unsere Station hat außergewöhnlich viel Außenstellen, und zwar mehrere mit Schule und Kirche:

Leanna's Pass, 35 englische Meilen von hier, 2 Schulen, eine mit 30 und eine mit 21 Kindern, zwei Lehrerinnen und ein Katechet;

Sofonia, 42 englische Meilen, Schule mit 24 Kindern, eine Lehrerin und ein Katechet;

St. Theresia (little Flower) neu, 12 Meilen, Kirche, Schule mit 15 Kindern und eine Lehrerin;

Tabalanga, 18 Meilen, Schule mit 25 Kindern und eine Lehrerin;

Efilindini, 18 Meilen, Schule mit 21 Kindern und eine Lehrerin;

Polile, 13 Meilen, Kirche und Schule;

Kuteng, 7 Meilen, Kirche und Schule;

Mount Fletcher, 12 Meilen, vorläufig nur Schule, da der angekaufte Platz zu nahe an der Stadt ist. Diese letzten drei sind erst im Entstehen. —

Daß diese Kirchen und Schulen nicht nach europäischem Begriff sind, sondern nur Lehmhäuser mit Stroh gedeckt, werden Sie sich wohl denken können. Nur in St. Theresia ist die Kirche mit rauhen Steinen aufgebaut aber auch mit Stroh gedeckt.

Boroma (Ostafrika).

Eine Fahrt auf dem Sambesifluß. Schwester Gerardis und Schwester Aloisiana mußten nach Tete zum Arzt und teilten uns folgendes mit: „Die Reise konnte nur per Boot gemacht werden. Dasselbe lag weit vor Sambesi vor einer Sandbank. Wir mußten von den Ruderern ins Boot getragen werden.

Dann kamen auch noch Patres und eine Reihe portugiesischer Herren; außerdem waren sieben Ruderer und noch andere Eingeborene, die mit ins Boot wollten, so daß daselbe ganz überfüllt war. Um 5 Uhr fuhren wir ab; es war eine herrliche Luft auf dem Wasser. Die Sonne ging bald unter, aber sehr schön. Es wurde dunkler und dunkler. Plötzlich sahen wir auf einer Sandbank. Der Kapitän war wohl selber nicht



Drei Hungrige.

sehr vertraut mit dieser Strecke des Sambesi. Die Eingeborenen mußten aus dem Boot und uns wieder von der Sandbank schieben. Das Boot kam wieder in Gang, aber nach einiger Zeit sahen wir wieder fest. Nach harter Arbeit kamen wir los. Bald ging der Mond auf, und nun war es dem Führer wieder leicht, Richtung zu finden. Sandbänke und Steine sind die großen Hindernisse für die Schifffahrt auf dem Sambesi. Wir waren wohl schon zwei und eine halbe Stunde gefahren,

da wurde das kühle Lüftchen zum Sturme, unser Boot schwankte gewaltig, es war gut, daß wir so viele waren, sonst wäre das Boot längst umgekippt. Uns allen wurde bange, der Sturm wurde stärker, wir konnten nicht mehr dagegen an. Die Herren schrien alle miteinander, die Ruderer sollten dem Ufer zurudern, endlich gelang es. Am Ufer war gerade ein schmaler Pfad, wo wir aufreten konnten. Dann mußten wir eine steile Anhöhe hinan, einer reichte dem andern die Hand, und so gelangten wir bald auf den Weg, der nach Lete führt. So gingen wir eine halbe bis dreiviertel Stunde zu Fuß. Die Eingeborenen trugen das Gepäck und das Boot blieb sich selbst überlassen.

Morogoro, 28. Dezember 1925.

Das erste Weihnachtsfest inmitten der lieben Schwarzen ist nun vorbei. Ich will Ihnen etwas davon erzählen. Weihnachten im Hochsommer, bei glühender Hitze! Aber schön war's doch. Um Mitternacht Hochamt und darnach zwei heilige Messen. Hunderte waren an den letzten drei Tagen vor dem Feste zur heiligen Beicht gegangen, und viele, viele gingen Mitternacht zur heiligen Kommunion. Aus den Außenposten und Schulen kamen die Christen schon Tage zuvor. Dieser Haufen Leute, die sich überall im Hofe lagerten, sorgte dafür, daß uns der Schlaf nicht belästigte. Am heiligen Abend um $\frac{1}{2}$ 7 Uhr hatten wir Bescherung für unsere Kinder von der Mission. Es sind 16 Knaben, ein alter Mann und eine Frau mit ihrem Kindchen. Die Bübchen sind, bis auf zwei, alle noch ungetauft. Fünf von ihnen erwarten in den nächsten Tagen das große Glück der heiligen Taufe. Es sind echte Jungens, aber wir haben sie recht gern, da sie artig und folgsam sind. Jedem Kind hatten wir ein Hemdchen und eine Mütze gemacht von Restchen, die ich damals von guten Leuten erhielt. Dazu bekam jeder vom H. H. Pater Superior eine Hose und einen Gürtel, zu dem ich noch ein Weihnachtsbildchen legen mußte. Die gute Schwester Ephrem hatte ihnen noch von bunten Lappen einen Fußball gemacht, der die Freude ungemein erhöhte. Bisher spielten sie mit einer Citrone; als Fußball ist es ihr aber schlecht ergangen; sie hatte ein Loch bekommen und ihren Inhalt teilweise verloren. Dafür wußten die Helden aber selber Rat. Sie zapften schnell einen Kautschukbaum an und klebten einen dicken Propfen drauf. — Wir haben uns alle gefreut an dem Glücke der Kinder. Fast für alle war es die erste Hose; ehe wir es uns versahen, schlüpfen sie hinein und besahen sich von allen Seiten. Es war köstlich! Pater Superior wollte es ihnen wehren, aber zu spät. Schwester Agnes und Rosalinde hatten von Mais, Reis und Negerhirse jedem ein faustgroßes Brötchen gebacken, das ebenfalls strahlenden Auges in Empfang genommen wurde und bald seinen Weg fand.

Beim Gottesdienst war es sehr schön. Wir Schwestern haben „Stille Nacht“ gesungen und die Kleinen schauten leuchtenden Blickes auf das schöne Jesuskindchen. Die Sänger taten ihr Bestes. Wenn es auch mal daneben geht, so fällt das wenig auf, da alles mitsingt. Dazu fällt es den Leuten sehr schwer, Latein auszusprechen. Jedes Wort in der Kisuahelisprache endet mit einem Vokal; wo ein solcher, z. B. bei Namen, nicht besteht, hängen sie ihn einfach an, wie: Josephu, Antoni, Matthiasi, Karoli, Adolfu usw. Ebenso ist es in ihrer Sprache erlaubt, L und R miteinander zu verwechseln. Es reizt mich jedesmal zum Lachen, wenn die kleinen Mesdiener ihr „Raus tibi Christi“ antworten.“ Zu alledem bedenke man, daß die Negerlein kaum lesen können. Von Noten haben sie keine Ahnung. Ich habe neulich die Missa beata Maria mit ihnen eingeübt. Ob es ein Stück Arbeit war? Erst Worte lernen, dann die Melodie, alles auswendig mit so 80 kleinen Buben und Mädchen (dem ganzen Chor stehen zwei Bücher zur Verfügung und aus dem einen muß der Organist noch spielen). Wenn sie nun gut aufgepaßt haben, bekommen sie nach dem Hochamt ein Zettelchen mit der Aufschrift „Kwa uhodari wako“ — „für deinen Fleiß“. Wer 10 Zettelchen bringt, bekommt ein großes Geschenk. „Welches?“ höre ich Sie fragen. Ja, ich nehme ein geschenktes Stück Karton und beklebe es mit Tapete; in die Mitte kommt dann ein kleines Heiligenbildchen. Ein Stückchen Bindfaden als Aufhänger macht das Geschenk fertig. — Wer kann uns wohl zu solch einfachen Geschenken verhelfen?

Nun zum Schluß muß ich Ihnen noch verraten, daß wir uns aus Lehm eine schöne Krippe gemacht haben. Das hübsche Krippchen von Horst schwebte mir immer vor Augen und nach ihrem Modell haben wir versucht zu arbeiten. Jesulein, Maria und Joseph, zwei Hirten, Ochs, Esel und sieben Schäfchen stehen schon in der Kirche. Diese Woche, so Gott will, werden die Könige gemacht. Wenn alles fertig ist, werden wir Ihnen ein Photo von unserer Kunst senden. Sie müssen sich aber keine Krippe wie die Ihrige vorstellen. Es sind nur Lehmfiguren, mit der Hand gemacht, ohne Formen und Modelle, dann in der Sonne getrocknet und mit Farbe überpinselt. Die Schwarzen finden das alles „wzuri sana“ — „sehr schön“ und das ist ja schließlich die Hauptsache. Die Neger sind große Kinder. — Gerade kamen drei kleine Mädchen nach oben, wo ich am schreiben bin. Sie sehen das Jesuskind stehen und rufen nur immer „e Mama, e Mama, toto JESU, toto JESU!“ „das Jesuskind, das Jesuskind!“ Wie schade, daß ich Sie nicht alle einladen kann, ich glaube, niemand ginge mehr fort. —



Allelei.

Mariannahill. Bei unseren Kuli-Frauen herrscht eine eigene Sitte. Am Hochzeitstag erhält die junge Frau ein Stück Stoff. Dieses trägt sie stets bei sich um Kopf, Arm und Leib gewunden. Auf die Frage einer unserer Schwestern, wie lang ein solches Stück Stoff sei, erwiderte eine dieser Frauen: „Vierzig Yards.“ Dann erklärte ihr die Afrikanerin, wie praktisch diese Sitte sei. Hat man das Unglück, sich zu verwunden, so ist das Verbandzeug zur Stelle; in Ermangelung einer Keifetasche oder eines Marktkorbcs wird vom selben Stück ebenfalls ein Teil heruntergerissen als Verpackungsmaterial; kommt ein kleiner Erdenbürger zur Welt, liefert dasselbe Stück die nötige Leib- und Kinderwäsche. Ländlich sittlich.

Der kleine David. Ein kräftiger, kastanienbrauner Junge von etwa vier Jahren bat den Pater Missionar um ein Bildchen. Er erhielt es, und zwar eines, auf welchem der heilige Johannes der Täufer als Kind dargestellt war. Der kleine David beschaute es ernst, zeigte es seiner Mutter und sagte in ganz wegwerfendem Tone: „Das ist ja nur ein Kind; so ein Kind paßt doch nicht für einen großen Knaben, wie ich bin!“ Zerissen gab er es seiner Mutter zurück.



Im Kampf mit dem Leoparden.

Triashill. Bruder Zacharias war mit den Pionierarbeiten einer neuen Mission, ungefähr 100 Meilen von hier entfernt, beschäftigt. Eines Tages kam ein Leopard in die Nähe der Hütte des Bruders und tötete ein Kalb, das er auch zum Teil auffraß. Dann setzte er sich, gut gesättigt, in einiger Entfernung auf einen Felsen. Der Bruder vergiftete den übrigen Teil der Beute, welcher tatsächlich auch in der Nacht noch vom Leoparden verzehrt wurde. Am anderen Morgen spazierte der vierfüßige Räuber wieder ganz in der Nähe der Hütte vorbei, wo er vom Bruder als Morgengruß einen Schuß aus der Flinte erhielt. Letzterer glaubte ganz sicher, daß das vergiftete Fleisch und zuletzt noch die Kugel dem Raubtier ein Ende gemacht hätten, und wollte nachträglich einmal Umschau nach seinem Opfer halten. Aber welche Enttäuschung! Plötzlich sprang die Bestie aus einem Strauch auf ihn los und es gab ein Ringen auf Leben und Tod. Der Bruder faßte das Tier bei der Kehle, wobei seine Arme jämmerlich zerbissen und zertrakt wurden. Auf die dringenden Hilferufe kamen jedoch sofort junge Neger mit Äxten und spalteten dem Leoparden den Kopf, daß er blutend zur Seite sank; aber sein Opfer noch fest in den Krallen hielt, aus denen man den armen Bruder mit Gewalt herausreißen mußte. Vierzehn Tage schwebte er in Lebensgefahr und konnte nicht transportiert werden; Pater Auhwanger, ein Bruder Doktor, und unsere Krankenschwester Apollinaris mit einer schwarzen Kandidatin fuhren von hier aus mit Schwären, Verbandzeug und Waffen zur Unglücksstätte. Sie waren zwei volle Tage unterwegs und fanden bei ihrer Ankunft den armen Bruder bei hohem Fieber, mit hoch aufgeschwollenen Armen, welche mehrmals gebrochen waren und tiefe Wunden zeigten. Schwester Apollinaris waltete noch lange ihres Amtes als Krankenschwester. Auch ihr begegnete ein Leopard; aber beide hatten voreinander Angst und so war dieses Mal die Sache bald erledigt. Schwester Apollinaris schrie und rannte zur Hütte, während Herr Leopard nach der anderen Seite flüchtete.

Schw. Julia.